

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 36

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 36
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
8. September
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Vater- und Mutterliebe.

Von Helene Diejener.

Mein rosiges, lockiges Cöchterlein,
Bist Wonne mir und Sonnenschein.
Dein zierlicher Schritt und dein Schelmenkinn,
Dein klarer Blick, dein heitrer Sinn,
Dein herziges Lachen, dein Händchen glatt,
Ich seh und hör mich gar nicht satt.
Und küß' ich den taufrischen kleinen Mund,
Bin glücklich ich aus Herzensgrund.
Wie hab ich den Liebreiz, der dich umgibt,
Wie lange an deiner Mutter geliebt!

Du strammer Bube, mein ganzer Stolz,
Von Gott gefügt aus festem Holz.
Treuerziger Sinn, das Auge klar,
Just wie es stets beim Vater war.
Wie glücklich bin ich, daß jung du lernst:
Die Arbeit fordert heiligen Ernst.
Und daß ich ruhig und voll Vertrauen
Kann auf dein kindlich Wort schon baun.
Mein Sohn, wie macht es mich stolz und reich,
Daß du deinem Vater so gleich!

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 36

Johannes ängstigte sich und quälte sich, einen Weg zu finden, der Rahel aus diesem Versinken retten könnte. Er sah keinen, denn was er für sie tun konnte, hatte er getan. In dieser Not griff er zu dem verkehrtesten Mittel. Er holte seine frühere Weise, sie zu belehren, zu erziehen, hervor, in der Hoffnung, sie so gelehrig und willig zu finden wie damals, als er ihr seelischer Leiter war und ihre Verehrung genossen hatte. Aber Rahel wollte sich nicht mehr schulmeistern lassen, auch wenn es in der zartesten Weise geschah. Dazu war sie zu bewußt geworden. Sie wurde daher empfindlich, oft gereizt, und verbat sich jede Belehrung. Was sie zu tun habe, wisse sie, und was sie nicht zu lernen imstande sei, vermöge auch er sie nicht zu lehren, und sie sei seine Frau, nicht sein Kind.

Johannes kehrte augenblicklich um. Er, der alle seine Gefühle, sein Denken, sein ganzes Sein einem einzigen Menschen anvertraut, war wie ein Sklave in ihrer Hand, und zitterte, daß diese Hand ihn fallen lassen könnte. Rahel fuhr fort, lieb und freundlich zu Johannes zu sein, suchte ihn seine Blindheit vergessen zu machen, mußte für ihn, las ihm vor, führte ihn, wohin es ihn verlangte zu gehen, aber nie, nicht ein einziges Mal riß ein warmes Gefühl sie zu einer spontanen Liebesbezeugung, zu weicher Zärtlichkeit hin. In jedem Ruß, in jeder Umarmung suchte Johannes und erhoffte er dieses heiße Sichvergessenkönnen bei ihr zu erleben. Die lange Reihe leiser, kaum eingestandener,

schmerzlicher Enttäuschungen bildete eine Kette, die ihn nur enger, unzerreißbarer an Rahel band. Er suchte sich die Last zu erleichtern, indem er sich sagte, daß es so wohl aller Frauen Art sei, und hielt das Uebermaß von Liebe, das unaufhörlich in ihm schäumte, zurück. So lebten sie nebeneinander, er, reich in seiner Liebe, aber ängstlich, zu verlieren, was er nicht entbehren konnte, Rahel suchend, und ihrer alten Sehnsucht wieder verfallen.

Sidney war gekommen.

Er und Rahel saßen sich in dem kleinen Erker des Speisimmers gegenüber.

„Endlich“, sagte Sidney.

„Gerade zur rechten Zeit“, lächelte Rahel und streckte dem Jugendfreund die Hand entgegen. Am Bahnhof hatten sie sich kaum begrüßt, flüchtig sich betrachtet, um das erste Wiedersehen nach so langer Zeit nicht oberflächlich zu gestalten. Sie sprachen auch wenig auf dem kurzen Weg zum weißen Haus. Johannes stand unter der Haustüre, und sein ausdrucksvolles Gesicht schien die spärlichen Sonnenstrahlen aufzufangen, die in der Luft flimmerten und aus wild jagenden Wolken fielen. Herzlich, und doch etwas befangen, schüttelte er Sidneys Hand. Er kam sich ein wenig wie ein Räuber vor, der sein Gut in aller Stille beiseite gebracht, während der andere sich von ferne dagegen gewehrt hatte. Es tröstete ihn, daß sich Sidney damals bald in den Ge-

danken ergeben hatte, sich Rahel als des Blinden Frau zu denken, und daß des Freundes Briefe warm und aufrichtig zu ihm gesprochen. Sie sparten sich alle drei die Eingangsredensarten, und fanden sich, nachdem Sidney auf seinem Zimmer gewesen, am Teetisch wieder.

Nachdenklich folgten Sidneys Augen Rahel, die ab und zu durch das Zimmer ging und deren Gang stets wieder an Wellen, an das Wogen des Kornfeldes oder an den Flug sich wiegender Vögel erinnerte. War das noch Rahel? War das wirklich Rahel? Blichschnell tauchte neben ihrem Gesicht Illes Köpfchen auf, und er wandte sich mit einer hastigen Bewegung, um dem Bild zu entgehen. Vergleiche wollten sich aufdrängen, doch wehrte er ihnen. Da gab es keinen Vergleich. Rahel war ein Mensch für sich. Jetzt erst schön geworden. Das ganze Gesicht durchleuchtet von Ernst, aber auch von der Freude, Sidney wieder zu sehen, schimmernd verklärt.

„Will niemand reden?“ fragte Johannes, der am Fenster in seinem Lehnstuhl saß. „Beinahe erschüttert mich dies Wiedersehen. Ein Leben liegt dazwischen, scheint mir. Ich finde die Worte nicht, die ich sagen möchte, und andere mag ich nicht sagen. Rahel, wie sieht er aus?“ Rahel lachte.

„Wie früher. Nein, natürlich nicht. Nur braun wie früher, blauäugig und blond. Er sieht aus als sei er sein älterer Bruder, der von einer Weltreise zurückgekommen ist. Die Stirne redet und der Mund schweigt.“ Wieder sprach niemand.

„Und wie sieht Rahel aus“, fuhr Johannes fort, als treibe ihn ein Dämon.

„Rahel? Das Schicksal ist dir viel schuldig, daß du eine solche Frage stellen mußt, Johannes“, wick Sidney aus. „Ich werde sie malen.“

„Nicht für mich“, sagte leise Johannes.

„Vielleicht doch, denn dann kann ich sie dir beschreiben, jetzt nicht.“ Rahel fragte nach irgendeinem Ereignis, das sich in ihrem gemeinsamen Bekanntenkreis zugetragen, und das Gespräch kam auf andere Bahnen. Gegen Abend hat Sidney Rahel, mit ihm durch das Dorf zu gehen, er wolle sich das Winzerhäuschen ansehen, das Tante Adeline samt den dazugehörigen Weinbergen ihm vermacht, um ungestört dort malen zu können. Sidney fand diesen Gedanken anregend und liebevoll, und er und Rahel wunderten sich, daß die kühle Frau, der die Kunst ein unnötiger Zeitvertreib gewesen, gerade daran gedacht hatte.

„Ich verstehe, wie sie darauf gekommen“, sagte der Blinde, wollte sich aber nicht äußern. Er hatte seinerzeit aus Rahels Reden bewegten Herzens erkannt, wie es um die stolze Frau gestanden und sich mitfühlend um sie gesorgt. Um so besser, wenn die beiden jungen Menschen in ihr nur die Verwandte, niemals die Liebende gesehen.

Rahel forderte Johannes auf, sie zu begleiten, doch lehnte er es ab. Er tat es mit freundlichen Worten, doch verstehe es sich von selbst, daß er zurück blieb. Als sie aber gegangen waren, und das fröhliche, lebendige Reden schwieg, lag doch eine schwermütige, wenigstens bedrückende Einsamkeit über ihm. Es war das erstemal, daß er wirklich teilen mußte, daß er beiseite zu stehen hatte, und so ernstlich er auch mit sich selbst sprach, so philosophisch und überlegen er sich selbst behandelte, leicht fiel es ihm nicht. Doch war

er, als sie wieder kamen, so weit, daß er sich selbst auszulachen vermochte.

Sidney saß mit Behagen auf der weißen Gartenmauer, die den Rebberg von der Straße trennte, und sah hinunter auf den Wald zackiger Blätter, die schützend über den blauen und weißen Trauben hingen. Das Häuschen, das er einstweilen von außen betrachtete, war ursprünglich nicht nur als Winzerhäuschen gedacht, sondern als Gartensaal, als Versammlungsort einer fröhlichen Gesellschaft, die beim Traubenlesen da trinken und tanzen sollte. Eine kleine Küche war da, ein schmaler Streifen, der wohl als Schlafzimmerchen dienen konnte, und auch ein guter Keller fehlte nicht. Sidney begeisterte sich sehr und beschloß, seine sämtlichen Gerätschaften in das Häuschen bringen zu lassen, überzeugt, daß allein der Blick aus dem Fenster auf Schneeberge und See, und auf den sonnigen, duftenden Hang, ihm Lust zum Malen machen würde. Es geschah, wie er es sich gewünscht, und wenige Tage nachher begann er Rahels Bild zu malen.

Johannes freute sich des Freundes, dessen Stimme von überall her zu ihm drang, und der ihn mit seinem kraftvollen Arm leicht und sicher auf Wegen führte, die Rahel sich nicht zu betreten getraut hatte. Im Schiff fuhr Sidney den Blinden, oft in dem kleinen Wagen, der selten gebraucht wurde, er munterte ihn zu längeren Spaziergängen auf, und erzählte in farbenprägenden Bildern von seinem Leben in Rom. Von seiner Ehe sprach er nicht, nannte auch den Namen Illes nicht, und seine Zuhörer vermieden es, nur von ferne an diesen Teil von Sidneys Leben zu rühren.

Es war, als wehe ein frischer, treibender Wind in dem weißen Haus. Viel wurde von Kunst gesprochen, die Johannes verschlossen war, und für ihn eigentlich gar nicht existierte. Viel auch von Schönheit und Armut, von Rasse und Stimmung — es waren alles leere Worte für Johannes. Die lange Nacht, in der er lebte, hatte die schwachen Erinnerungen seiner ersten Jugend ausgelöscht, um so mehr, als die Welt damals nur seinen Augen, nicht seinem Sinn geleuchtet hatte. Freundlich suchte er sich immer und immer wieder in das Gespräch zu teilen, versuchte in seiner klugen Art seine Meinung der der andern entgegenzusetzen oder anzupassen, aber oft mußte er dennoch seine Fährlein einziehen und sich damit begnügen, als Zuhörer Gewinn aus diesen lebhaften Gesprächen zu ziehen.

„Ich weiß nicht, Rahel, ob ich dich überhaupt wieder erkannt hätte, wäre ich dir begegnet“, sagte Sidney eines Tages, als er vor seinem Bild saß. „Natürlich ist das zu viel gesagt, aber der Ausdruck deines Gesichtes ist ein so anderer, daß ich nicht weiß, wem ich ihn zuschreiben soll. Ich meine nicht, du seiest schöner geworden. Und doch bist du unendlich schöner geworden, deine Stirne ist so klar und dein Mund so fein in der Linie. Und die Augen sind keine Kinderaugen mehr, die nichts von Welt und Menschen wissen. Das ist es. Nein, schöner bist du gar nicht geworden, aber man traut dir zu, daß du ein wertvoller Mensch werden kannst.“

„Bin ich denn noch keiner“, fragte Rahel ernsthaft.

„Du hast dich in vielem frei gemacht und viel erreicht. Aber den Schmerz kennst du noch nicht.“

„Kennst du ihn?“ fragte Rahel.

„Nein“, sagte Sidney schroff. „Was Iſſe mir zu leide getan, berührte nicht mein Innerſtes. Das ging mein Selbſtgefühl an, meinetwegen meinen Stolz, ſchüttelte an meinem Vertrauen zu den Menſchen, aber nicht ſehr. Bis zum Schmerz drang nichts.“ Es fiel Rahel ein, daß ſie einſt gelitten hatte um Sidneys willen. Doch ſchien ihr jenes Gefühl, das ſie damals ſtark empfunden, unter dem Eindruck von Sidneys Worten zu verblaſſen.

„Kinder wiſſen von Schmerz nichts“, fuhr Sidney fort, als leſe er ihre Gedanken. „Da lachen ſogar die Tränen.“ Er ſchwieg und begann zu malen. Lauter Licht, lauter Helligkeit. Kaum hob ſich Rahels Kopf und Körper von dem lichten Fenſterhintergrund ab. Sie begriff das Neue nicht, das ihr da entgegentrat.

„Ich habe doch ſo ſchwarze Haare“, ſagte ſie. „Die ſieht man ja gar nicht.“ „Aber für mich ſtrahlen ſie“, gab Sidney zurück, „wie ſollte ich ſie da ſchwarz malen können? Es liegt ja lauter Licht über ihnen.“

„Schwarz iſt aber doch ſchwarz“, fuhr Rahel fort. Da begann Sidney zu reden und zu erklären, und ſie wurde kleinlaut, und verſtand nach und nach was er meinte. Eines Tages ſagte ſie: „Sidney, ich weiß jetzt ganz gut, warum du ſo malſt. Du willſt nicht das ſpiegeln, was du ſiehſt, ſondern das, wie du es ſiehſt, wie es ſich durch dein Eigenes verwandelt hat.“

„Ja“, ſagte Sidney. „Gerade das will ich. Oh du kluge Rahel, daß du das ſchon begriffen haſt.“ Er malte Rahels Bild nicht fertig, ſondern begann ein anderes, lebensgroß, den goldenen Reifen im Haar, und im weißen Kleid. Sie ſah aus wie eine Griechin, den Kopf in die Hand geſtützt. Die Technik war einfach, großzügig, zufrieden war er nicht damit.

Sie ſprachen zu Johannes von dem Bilde. Er konnte ſich eines heftigen Schmerzes nicht erwehren. „Verzeiht, aber ich kann mich nicht darüber freuen. Es iſt hart, daß du ſie malen kannſt, und ich ſie nie geſehen habe. Erſt jetzt werde ich mir ſo recht bewußt, was das ſagen will.“

„Rahel iſt deine Frau. Sollte das nicht ſehr viel mehr ſein, als ſie zu malen“, fragte Sidney. Johannes ſchaute auf. „Es klingt, als ob du recht hätteſt...“ Sie ſchwiegen alle drei.

„Spielſt du eigentlich nicht mehr“, fragte endlich Sidney Rahel. „Doch“, ſagte Rahel. „Manchmal.“

„Gerne?“ — „Ach, mehr Johannes zuliebe. Ich bin zuviel damit gequält worden. Jedesmal, wenn ich den Dedel öffne, muß ich mich zuerſt überwinden, die Taſten zu berühren.“

„Und ſchreibſt du? Du haſt mir einſt eine ſo reizende, ſonnenheiße Waldgeſchichte geſeſen.“

„Nein“, ſagte Rahel wiederum, und plötzlich hatte ſie Tränen in den Augen.

„Warum“, fragte Sidney leiſe. Sie ſchüttelte den Kopf, und die glitzernden Tränen fielen ihr über die ſchmalen Wangen.

„Du haſt ‚Warum‘ gefragt, Sidney“, ſagte Johannes. „Wem galt es?“

„Rahel. Sie weint.“ Johannes wurde dunkelrot, doch fragte er nicht weiter. Er fühlte ſich wie aus einer Gemeinſchaft ausgeſtoßen. Er hatte ſich eins gefühlt mit Rahel.

Nun weinte ſie, und er ſah es nicht. Ein anderer ſah es. Es ſchien ihm in dem Zimmer eine bedrückende Luft zu herrſchen, trotzdem man die Fenſter öfters geöffnet hatte, und es draußen flimmerte von Sternen. Er wollte irgend etwas Gleichgültiges ſagen, doch fiel ihm nichts ein.

Sidney begann von einer römischen Nacht zu erzählen, die er mit zwei Malern im Freien zugebracht, und die ihm unvergeßlich geblieben. Er fand da die Erkenntnis eines Zusammenhanges zwiſchen der Schöpfung, dem Geſchöpfe und Gott, die wie eine plötzliche Erleuchtung über ihn gekompen ſei. Gewußt habe er das vorher ſchon, gefühlt aber nie, und erſt in jener Nacht ſei ihm ſein Glaube lebendig geworden. In dieſer Nacht habe er es aufgegeben, unſtet nach einer Vollendung in ſeiner Kunſt zu ſuchen, denn es ſei ihm bewußt geworden, daß er dieſe Vollendung nur dadurch erreichen könne, indem er ſelbſt als Menſch dieſem Ziel näher komme. Daß es da mehr brauche als zu malen, habe er gleichfalls erkannt. Seiher begnüge er ſich damit, ſei Beſtes zu geben und geduldig zu bleiben. Und demütig abzuwarten, ob ihm beſchieden ſein werde, Höchſtes zu leiſten. Er ſchwieg.

„Sidney, ich beneide dich ſehr“, ſagte Johannes, „und ich kann ſagen, daß es trotz meiner Blindheit das erſtemal iſt, daß ich einen Menſchen beneide.“

„Das Warten iſt nicht leicht“, ſagte Sidney, „und meiner ganzen Natur zuwider.“

„Trotzdem“, rief leiſe der Blinde, und fügte innerlich hinzu: „Denn du ſiehſt Rahel.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Hauswirtſchaft an der „Saffa“.

Es ſoll ſchwer geweſen ſein, die Hauswirtſchaft, dieſe aus tauſend kleinen Dingen ſammengeſetzte Arbeit der Frau, in einer Ausſtellung erſchöpfend zur Darſtellung zu bringen. Aber von dieſen Schwierigkeiten merkt heute der Ausſtellungsbeſucher nichts, denn ein vollkommeneres Bild der Hausfrauentätigkeit konnte man ſich kaum wünſchen und wäre auch überflüſſig. Vom kleinſten Kleinkram bis zur großzügigen modernen, arbeitſparenden Einrichtung der modernen Erwerbsfrau finden wir hier alles ſammengetragen und liebvoll iſt Altes und Neues, belehrend Zweckmäßiges und Unzweckmäßiges einander gegenübergeſtellt. Die mit allem Raffinement ausgeklügelte Einzimmerwohnung der alleinſtehenden Frau, die auf möglichſt wenig Quadratmetern alles zum Leben Notwendige enthalten muß, ſowohl wie das herrliche Heim der Bündnerin, dieſes Bijou voll von ſammengetragenen Schätzen des Bienenfleißes der Frauen, die ſorgfältig gedeckte Taſel des vornehmen Hauſes, wie der herrlich ſchlichte Kindergeburtstagtiſch, die Wäſche der Frau von einſt: ſchlichte weiße Hemden, Hosen, Unterröcke — und die nach allen Ranten ausgeſchmückte Seidenwäſche der Dame der Welt, alles iſt hier ſammengetragen und aus allem heraus ſchält ſich das Bild der mannigfachen Tätigkeit und mannigfachen Veranlagung der heutigen Frau.

Wollen Sie einen kurzen Gang mit mir durch dieſe Halle machen? Beim Eingang begegnen wir ſogleich den modernen Kücheneinrichtungen (Modell Dr. Erna Meyer, München). Wir haben ſie im letzten Frühjahr in unſerem Blatte bereits einer eingehenden Beſprechung unterzogen. In Bern werden dieſe Einrichtungen von den Firmen W. Krebs und Theodor Meyer vertreten. Möchten alle, die ein Häuschen bauen wollen, ſich dieſe äußerſt praktiſchen Schränke, Tiſche, Stühle, Herde und Beleuchtungen vorher